

Wollte ich Vergangenheit und Gegenwart durch eine Zeitbrücke miteinander verbinden, einer Brücke, auf der sich mit den Augen wandern lässt, würde ich sagen: Adrian Senger ist ein Maler der Landschaften Jean Pauls „hinter den rauchenden Bergen“. Bei Jean Paul heißt es im vollen Wortlaut: „Und warum ruft es draußen an einem schönen stillen hellen Tage, wenn du über das ganze aufgeschlagne Gemälde einer Landschaft siehest, über die Blumen-Meere, die auf ihr zittern, über die herabgeworfnen Wolkenschatten, die von einem Hügel zum anderen fliehen, und über die Berge, die sich wie Ufer und Mauern um unsren Blumenzirkel ziehen, warum ruft es da denn unaufhörlich in dir: Ach, hinter den rauenden Bergen, hinter den aufliegenden Wolken, da wohnt ein schöneres Land, da wohnt die Seele, die du suchst, da liegt der Himmel näher an der Erde.“ Gemeinsames und Verbin-

dendes zu Lebzeiten findet sich womöglich auch zum Thema „Ruhm“. In seiner Erzählung „Hesperus“ hatte Jean Paul dazu eine glänzende Idee: Man sollte den Namen eines Künstlers auf Brot backen, um ihn bekannt zu machen. Jean Pauls Erzähler z. B. in „Hesperus“ hatte den Wunsch, auf Pumpernickel gebacken und gepappt zu werden, denn in Westfalen sei er reichlich unbekannt. Nun liegt es an Adrian Senger, dem in Oberfranken reichlich Bekannten, sich auszusuchen, welches Backwerk er gern für sich wählen würde, um auch in anderen Landesteilen zusätzlich bekannter zu werden, auf Lebkuchen z. B. in Nürnberg. Für ein Konterfei mit Namenszug auf Briefmarken oder Geldnoten ist es noch zu früh. Dazu ist der 74-Jährige beileibe viel zu jung. Gern sehen wir ihn und seine zölestischen Bilder beliebt-belebt-leibhaftig in unserer Mitte, zu Lebzeiten!

Bernd Mayer

Matthias Ose

Ernst ist der Meister, heiter seine Kunst. Matthias Ose, im thüringischen Meiningen geboren, mag bei der ersten Begegnung manchem ein wenig spröde erscheinen, fast ein wenig unzugänglich. Insofern passt der Thüringer geradezu ideal zu seiner neuen Heimat Oberfranken, in der („a weng“ ist das Maß aller Dinge) Zurückhaltung und Understatement von Generation zu Generation vererbt werden. Schon Napoleons Statthalter in Bayreuth wunderte sich vor zweihundert Jahren über den melancholischen Charakter der Ureinwohner, die „fast niemals Ausbrüche von lodernder Freude“ hören ließen.

Dass Matthias Ose wenige Wochen vor der deutschen Wende wie ein Komet ins Wagner-Städtchen einfiel (danach brach die morsche DDR sogleich zusammen!) muss als Glücksfall für dieses Gemeinwesen bezeichnet werden. Die Bayreuther Seele, die der geniale Kolumnist Erich Rappl alias „Wafner“ auf unnachahmliche Weise bis in die tiefsten Schichten ausgelotet hat, wurde im letzten



Jahrzehnt von Matthias Ose sozusagen artgerecht illustriert und porträtiert. Dabei bestätigt der Künstler einen alten Erfahrungsgrundssatz: Es sind (von Ausnahmen wie „Wafner“ abgesehen) – vor allem die Zugereisten, die Bayreuth neuen Esprit zugeführt haben.

Zunächst freilich etwas Biographisches, genauer gesagt Autobiographisches von und zu Matthias Ose: M. Ose ist am 13. Juni 1959 in Meiningen geboren. Er wurde schon früh vom Theater der Heimatstadt geprägt, da ihn sein Vater, als dortiger Pianist, oft mit in Vorstellungen oder Proben nahm.

Später wurde er Schriftsetzer, Psychiatriediakon und Heilpädagoge. Im Juni 1989 kam er auf Liebespfaden nach Franken.

Seit 1991 erste Veröffentlichungen, Karikaturen für Zeitungen und Zeitschriften, Kinder- und Schulbuchillustrationen, Adventskalender, Puzzle, Gebrauchsgrafik für Schirme und Bayreuther-Bürgerfestbierkrüge.

Bisherige Ausstellungen: 1997 „Vom Main zum Nil“ (Cartoons auf Papyrus), „Rheingold im Rotmain“ (erste Ausstellung mit Cartoons über R. Wagner und die Festspiele), „Oh du fröhliche ...“, Weihnachtskarikaturen im Euro-City-Center-Meiningen (97) und in Saalfeld (98), „Wagner-World“, Ausstellung in der BAT-Casino-Galerie, Bayreuth (99), „O Götter, welche Dämmerung“, Ausstellung im Haus Wahnfried, Richard-Wagner-Museum, Bayreuth im Sommer 2000.

Oses Schlüsselthema ist freilich Wagner, in allen Variationen und Kombinationen. Für Ose muss es wohl Liebe auf den ersten Blick gewesen sein – inzwischen wurde Wagner so etwas wie eine Lebensaufgabe für ihn. Nun hat der Komponist mit seinem Naturell und seiner Physiognomie seit 150 Jahren die Federküle und Stifte der Karikaturisten ungemein beflügelt – ein Paradiesvogel auch im Bereich der Genies und ein permanentes Reizobjekt dazu. Auch das Werk ist geradezu eine unerschöpfliche Fundgrube für die Virtuosen der spitzen Stifte. Ganze Bücher wurden schon mit Wagner-Karikaturen gefüllt. Doch obwohl die Konkurrenz riesig ist und viele Vergleiche ermöglicht, kann sich Ose in

ihr gut behaupten. „Kinder, schafft Neues“, soll der innovationsfreudige Bayreuther Opern-Magier einmal ausgerufen haben. Ose hat Neues geschaffen und ist als Cartoonist ein genialer Interpret des Meisters. Er hat längst seinen eigenen Stil entwickelt und einen ganz eigenwilligen Zugang zu Wagner gefunden, abseits des großen Trampelpfades konventioneller Wagner-Karikaturisten, die so manches alte Klischee durch das vergangene Jahrhundert mitschleppten. Kaum einer von ihnen dürfte so tief und ernsthaft in Wagners wonnige Welt eingetaucht sein – sieht man einmal von der familiär vorbelasteten Ausnahmeerscheinung Vicco von Bülow („Loriot“), Oses berühmtem Kollegen, ab. Mit dem schnellen, vordergründigen Effekt gibt sich Ose nicht zufrieden. Erstaunlich ist es immer wieder, wie spielerisch leicht er sich vom literarischen Wagner-Ballast löst und tiefes Wissen liebenswürdig umsetzt. Und er zeichnet einen Meister, der so gar nicht griesig, greulich und gram ist, wie ihn seine biologischen Feinde so gerne sehen.

Es ist nahezu unmöglich, von Oses Kunst verletzt zu werden. Nichts Ätzendes, Zynisches geht von ihr aus, und selbst das Peinliche – etwa Winfried Wagners unselig-unsägliche Liaison mit Adolf Hitler oder der nervenzerfetzende Erbfolgekrieg am Grünen Hügel – wird ganz ohne beißend-boshaft-bittere Hämme bewältigt. Die Treffsicherheit der Aussage hat darunter nicht zu leiden. Es ist das sichere Gespür für das Hintergründige, Abgründig-Komische, Absurde, das den Zeichenstift dirigiert, nicht Gift und Galle. Auch wenn Ose die deutschen Sekundartugenden der oberlehrerhaften Bevormundung nicht liebt und nie mit dem erhobenen Zeigefinger dicke Tendenz verbreitet – ein bloßer Spaßmacher und Verharmloser ist er keinesfalls. Nur spielt er Anstoßiges nicht mit dem schweren Säbel, sondern mit dem leichten Florett des Zeichenstiftes auf – es darf geschnuzzelt werden.

In Wagners uferloser Welt, oder besser gesagt: In Oses Wagner-Panoptikum – ein Bayreuther Disneyland – geht es überwiegend heiter – heil – harmonisch zu. Der Wagner, der uns hier entgegentritt, dürfte der realen Existenz des Meisters in seiner Bay-

reuther Befindlichkeit ziemlich nahe kommen. Anders als viele seiner verbissenen Kritiker verfügte Wagner über viel Humor und Mutterwitz und war wohl auch so etwas wie ein Bayreuther Original, das sich nicht scheute, in einem Wirtshaus einen Kopfstand zu machen, wenn es ihm danach war. Man braucht nur Cosimas Tagebücher zur Hand zu nehmen, um staunen zu können über die vielen Kostproben von Wagners umwerfendem Wortwitz. Kaum zu glauben, aber wahr: Der Schöpfer des „Parsifal“ schuf auch so schöne

Kalauer wie „Der König von Ägypten – brauchst Du einen Orden – er gibt‘n.“

Matthias Ose hat für viele eine befreiende Wirkung, denn die Humorlosigkeit ist eine der größten Geiseln der Menschheit in der Gegenwart. Gerade in einer Welt des medialen Trommelfeuers ist es wichtig, dass ein Fluchtweg in eine heitere Gegenwelt offen bleibt. Matthias Ose hält ihn offen, und die große Begeisterung bei seinen Ausstellungen zeigt, wie viele ihm dabei begeistert folgen.

Joh. Nikolaus Schneider

Musikkritik als Herzenssache

Zur Musikästhetik von Joseph Martin Kraus

1778 erscheint in Frankfurt am Main unter dem unscheinbaren Titel „Etwas von und über Musik fürs Jahr 1777“ und ohne Nennung des Verfassers eine musikästhetische Schrift, die ein bis dato ungehörtes, unerhörtes Register des Nachdenkens bzw. des Redens über Musik zieht.

Bei dem Verfasser handelt es sich um den damals 22jährigen Joseph Martin Kraus aus Miltenberg (1756–1792). Wohlweislich hat er seinen dezidiert unverschämten Beitrag, der hochkarätige Autoritäten der zeitgenössischen Musikszene mit einem Federstrich abserviert, nicht namentlich gezeichnet. Das vielseitige Werk des Komponisten Kraus wurde mittlerweile mehrfach gewürdigt, nicht zuletzt durch das Engagement der 1982 gegründeten Joseph Martin Kraus-Gesellschaft in Buchen (für einen einschlägigen Überblick s. Riedel 1992; dort auch ein Werkverzeichnis, eine Diskographie und weiterführende Forschungsliteratur). Der vorliegende Beitrag möchte in Ergänzung dazu den Musikschriftsteller Kraus zu Wort kommen lassen. „Etwas von und über Musik ...“ wurde 1977 in einer bibliophilen Faksimile-Ausgabe von Friedrich W. Riedel ediert und kommentiert.

Drei entscheidende Merkmale sind es, die die Kraussche Schrift in Dissonanz zum

guten Ton des musikalischen Fachgesprächs ihrer Zeit setzen: Kraus stellt erstens sein ganz persönliches Geschmacksurteil über historische, theoretische und kompositionstechnische Musik(er)-Autoritäten, zweitens spricht er in erster Linie über aktuell aufgeführte Musik, drittens bringt er seine Kritik weniger logisch argumentierend, als vielmehr sprachspielerisch hervor. Diese drei Punkte sollen hier ausgeführt werden.

I.

Am Anfang seiner Schrift ruft Kraus einen seit der Antike ausgetragenen Streit in Erinnerung: Der Naturphilosoph Pythagoras hatte im 6. Jh. v. Chr. versucht, die physikalischen Gesetzmäßigkeiten der Musik zu definieren. Töne, Intervalle und Harmonien beschrieb er als Zahlenverhältnisse – damit wurde er zum Begründer derjenigen Tradition, die Musik als Zahlenkunst, neben der Arithmetik, der Geometrie und der Astronomie, begriffen hat. Die abendländische Musiktheorie des Mittelalters beschäftigte sich weitaus seltener mit der konkret komponierten und hörbaren Musik, als mit der durch Pythagoras angeregten Zahlenkunst. Der Aristoteles-Schüler Aristoxenos von Tarent hatte rund 200 Jahre nach Pythagoras in Frage gestellt, ob das, was den Menschen beim Hören von Musik ergreife